



In Köln, Hamburg und Kiel ist »Vielfalt« für viele Schülerinnen und Schüler kein abstrakter Begriff, sondern alltägliche Lebenswirklichkeit. Ihre Schulen wurden auch dafür mit dem Deutschen Schulpreis ausgezeichnet

Fotos: Malwine Schomburg, Robert Schlossrickel



# ALLE SIND ANDERS

In vielen Klassen lernen Schüler mit und ohne Behinderungen, mit unterschiedlichen Deutschkenntnissen und kulturellen Hintergründen gemeinsam. Von dieser Vielfalt können alle profitieren. Ein Blick hinter die Kulissen von drei Schulen, die diese Chance nutzen

**D**er hat die Adresse auf seiner Bewerbung falsch geschrieben«, ruft eine Schülerin und reicht den Brief an Robin. Sie muss ihm das Schreiben direkt in die Hand geben, denn er kann die Arme nicht bewegen. Robin sitzt im Rollstuhl und ist – für eine Stunde jedenfalls – Personalchef bei einer Getränkefirma, die sich sein Lehrer ausgedacht hat. Seine heutige Aufgabe: die Einstellung eines Finanzbuchhalters. »Dem sagen wir ab«, entscheidet er mit Blick auf die falsche Anschrift.

In einem Jahr sollen Robin und seine Klasse den Abschluss machen, jetzt bereiten sich die Schüler auf die Zeit danach vor – zum Beispiel mit solchen Rollenspielen.

»Dass mir die anderen das Papier in die Hand geben oder ihre Stühle zur Seite stellen, wenn ich an den Tisch will, ist eine große Hilfe«, sagt Robin. Beim Regionalen Berufsbildungszentrum Wirtschaft (RBZ) in Kiel kann er auch wegen Gesten wie dieser problemlos am Unterricht teilnehmen, genauso wie ein weiterer Mitschüler im Rollstuhl.

Ihr Lehrer Jörg-Peter Hansen, Koordinator des »Lernbüros« des RBZ, schaut ihnen über die Schulter. »Wir haben auch Schüler, die trotz mittleren Schulabschlusses sprachliche Defizite aufweisen. Ihnen helfen die praktischen Anteile, bei denen sie nicht viel Text produzieren müssen«, sagt er. Das »Lernbüro«, das die Kieler als erste Schule eingeführt haben, ist ein wichtiger Schritt in diese Richtung: In der fiktiven »Ravensberger Getränke GmbH« schlüpfen die Schüler in die Rolle von Mitarbeitern und lernen so, worauf es später im Berufsleben ankommt.

»Unsere Schülerschaft ist sehr heterogen«, sagt Wulf Wersig, Direktor des RBZ. »Wir haben

auf der einen Seite Flüchtlinge, die kaum lesen und schreiben können, und auf der anderen Seite Schüler, die einen Abschluss auf dem Niveau eines Bachelors in Betriebswirtschaft machen.« Die Kieler Berufsschule gehört mit ihren 4500 Schülern und den 220 Lehrern zu den großen im Land. 34 Bildungsgänge werden hier angeboten, vom »Ausbildungsvorbereitenden Jahr« bis hin zum Beruflichen Gymnasium. Wersig ist schon seit 1977 dabei. Damals begann er als Referendar, seit zehn Jahren ist er ihr Leiter. »Vom Tellerwäscher zum Millionär«, sagt er lachend.

In dieser Zeit hat Wulf Wersig gewaltige Veränderungen erlebt und mitgestaltet. Seine

Schule ist heute doppelt so groß wie zu Beginn; wichtiger ist ihm aber, dass auch die Erfolgsquote gestiegen ist. Während in den 1990er Jahren etwa die Hälfte der Schüler im Beruflichen Gymnasium ihren Abschluss schaffte, liegt die Erfolgsquote heute bei über 80 Prozent. So wurden in der Oberstufe Fächerbündel eingeführt,

die sich die Schüler gemäß der eigenen Neigung auswählen können. Es gibt auch einen für Berufsschulen eher ungewöhnlichen kulturellen Schwerpunkt, bei dem die Schule mit dem Theater und seinen professionellen Schauspielern zusammenarbeitet. »Und wir haben uns zum Stadtteil geöffnet«, sagt Wersig. Es herrsche »ein neuer Geist, nach dem nicht mehr nur nach Leistung ausgewählt, sondern jeder nach seinen individuellen Möglichkeiten mitgenommen wird.«

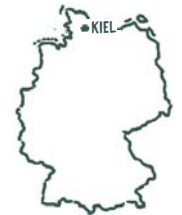
Doch ist so ein Satz nicht nur eine wohlfeile Floskel? Wersig schüttelt den Kopf: »Unser Ansatz ist, dass wir die Schüler zum eigenverantwortlichen Arbeiten führen und ihr Selbstbewusstsein stärken. Dann schaffen sie das aus eigener Kraft.«

**»Es geht darum, alle Schülerinnen und Schüler ihren Möglichkeiten entsprechend mitzunehmen«**



Fotos: Robert Schlossnickel

Regionales  
Berufsbildungs-  
zentrum  
Wirtschaft



Wulf Wersig kam als Referendar an das Regionale Berufsbildungszentrum Wirtschaft (RBZ) in Kiel – heute ist er Leiter der Berufsschule. Die Voraussetzungen der Schülerinnen und Schüler sind höchst unterschiedlich. Die Lehrer haben die Freiräume, dafür individuelle und flexible Konzepte zu entwickeln



## Erich Kästner Schule



An der Erich Kästner Schule in Hamburg kümmert sich die Leiterin Maïke Drewes (rechts) mit ihrem Kollegium vor allem um Schülerinnen und Schüler mit Behinderungen. Der Lehrer Timm Fuhrmann (oben) arbeitet mit einem autistischen Jungen. Damit dieser sich besser konzentrieren kann, hat er seinen Tisch an die Wand gestellt



Fotos: Robert Schlossnickel

Der Kieler Schulleiter ist niemand, der der Trümerei verdächtig wäre. »Wir haben Schüler im Alter von 16 bis 30 Jahren, da reicht eine einheitliche Pädagogik nicht«, sagt er entschieden. Entsprechende Freiräume hat das Kollegium: Wenn einem seiner Lehrer etwas nicht passt, könne er das selbst verändern, ohne lange Anträge und viel Bürokratie – »wir schauen dann nach einiger Zeit, was davon gut läuft und was sich gegebenenfalls verbessern lässt.« So haben die Lehrerinnen und Lehrer das Angebot im Beruflichen Gymnasium um weitere Profile ergänzt, sodass die Schüler und Schülerinnen aus mehr Schwerpunkten auswählen können und damit neben den Pflichtfächern genau das lernen, was ihnen am ehesten liegt. »Wir haben ein sehr kreatives Kollegium«, sagt Wersig – »da passiert ganz vieles, was man nicht von oben verordnen kann.« Diese Flexibilität sei die Grundlage dafür, dass die vielen verschiedenen Schüler unter dem gemeinsamen Dach lernen können.

»Inklusive Pädagogik« heißt das Konzept, mit dem Lehrer wie Wulf Wersig einer Schülerschaft gerecht werden, die immer unterschiedlicher wird: Viele Schüler haben einen Migrationshintergrund, manche kommen aus bildungsfernen Schichten, andere haben eine körperliche oder geistige Behinderung, wieder andere sind hochbegabt – dieser Vielfalt müssen sich die Lehrer überall in Deutschland stellen. Einen einzigen richtigen Weg gibt es dabei nicht, weil die Bedingungen von Schule zu Schule variieren; aber viele Lehrerkollegien haben es geschafft, für ihre speziellen Voraussetzungen bemerkenswerte Ansätze zu finden.

Ein Beispiel dafür gibt Schulleiterin Maïke Drewes mit ihren Kollegen von der Hamburger Erich Kästner Schule. »Als ich zum ersten Mal hierher kam, bin ich ziemlich erschrocken«, sagt sie im Rückblick auf jenen Tag vor elf Jahren, als sie ihr Referendariat antrat. »Meine eigene Schulzeit habe ich an einem altsprachlichen Gymnasium verbracht, wo alle aufstanden, wenn die Lehrer in die Klasse kamen«, sagt sie und lacht: »Das ist hier natürlich ziemlich anders.«

Ihre fast 1500 Schüler stammen nicht aus einem Problemviertel, sondern leben in einem ziemlich normalen Stadtteil, in dem es gutbürgerliche Familien ebenso gibt wie Kinder aus sozial schwierigen Verhältnissen. Die Erich Kästner Schule kümmert sich seit langem ganz besonders um Schülerinnen und Schüler mit Behinderung. »Als Politiker vor einiger Zeit das Modell der Inklusion für sich entdeckten, hatten wir damit schon 20 Jahre Erfahrung«, sagt Drewes.

An ihren ersten eigenen Kontakt mit dem Thema erinnert sie sich noch sehr gut: »Da war ein Schüler mit autistischen Zügen in meinem Spanisch-Unterricht, aber ich merkte das anfangs gar

nicht«, erzählt sie. »Erst als ich mal sagte, ihr habt jetzt noch fünf Minuten Zeit, und er dann nach exakt fünf Minuten keine Sekunde weitermachen wollte, wurde mir das klar.«

Von dem Inklusionskonzept ist Maïke Drewes inzwischen so überzeugt, dass sie sich schon lange nicht mehr an das altsprachliche Gymnasium ihrer Jugend zurückwünscht. Energisch geht sie über die Flure ihrer Schule, die noch die Atmosphäre der 1970er Jahre atmen, und klopft an die Tür einer siebten Klasse. Nur kurz schauen die Schüler auf, ihre Tische sind so angeordnet, dass immer vier Kinder zusammensitzen – bis auf zwei Tische, die direkt vor der Wand stehen. »Die beiden Jungs sind Autisten, sie schauen lieber an die Wand, damit sie sich besser konzentrieren können«, sagt der Lehrer Timm Fuhrmann.

»Schüler mit Autismus brauchen eine reizarme Umgebung, um gut lernen zu können.« Fuhrmann leitet den Unterricht zusammen mit einer Kollegin. Wenn sie zu zweit sind, so das Konzept, können sie sich besser um die Stärken und Schwächen der Schülerinnen und Schüler kümmern. Neben den beiden Kindern mit Autismus lernen in dieser Klasse noch zwei Schülerinnen mit Hör- beziehungsweise Sehbehinderung sowie Kinder mit LSE – dieses Kürzel steht im Schuljargon für »Sonderpädagogischer Förderbedarf im Lernen (L), in der Sprache (S) und in der emotional-sozialen Entwicklung (E)«.

»Guten inklusiven Unterricht können wir nur anbieten, wenn die Vielfalt unter den Schülern groß ist«, sagt Eva Segelken, Inklusionsbeauftragte an der Hamburger Erich Kästner Schule. Erfolgreich sei man also erst dann, wenn in einer Klasse Schüler mit unterschiedlichen Voraussetzungen gemeinsam lernen – neben denen mit Gymnasialempfehlung auch solche mit körperlichen Behinderungen, Lernproblemen oder emotionalem und sozialem Förderbedarf. Erst dann finde der Einzelne geeignete Gesprächspartner und Orientierungspunkte und niemand werde isoliert. »Wir setzen die Klassen bewusst heterogen zusammen«, sagt Segelken.

Das funktioniert auch und gerade, weil die Hamburger ihren Schülern alle denkbare Unterstützung gewähren. Lehrer, Sonder- und Sozialpädagogen wirken hier zusammen, es gibt eine Lernwerkstatt, in der die Schüler in eigenem Tempo und mit selbst gewählten Materialien an einem Thema arbeiten können. Für Schüler mit Entwick-

## Stichwort Inklusion

Kern der inklusiven Pädagogik ist der gemeinsame Unterricht von Kindern mit unterschiedlichen Voraussetzungen – unabhängig von ihrer Herkunft, Muttersprache oder Behinderung. In deutschen Schulen wird dieser Ansatz vielerorts verfolgt, vor allem seit Unterzeichnung der UN-Behindertenrechtskonvention im Jahr 2009. Darin verpflichten sich die Unterzeichnerstaaten, den gemeinsamen Unterricht von Schülerinnen und Schülern mit und ohne Behinderung zum Regelfall zu machen. »Wenn jeder Mensch – mit oder ohne Behinderung – überall dabei sein kann, in der Schule, am Arbeitsplatz, im Wohnviertel, in der Freizeit, dann ist das gelungene Inklusion«, heißt es bei der Aktion Mensch

lungsdefiziten wird darüber hinaus zweimal pro Woche ein Kurs in Lebenspraxis angeboten, bei dem sie mit einem Lehrer das U-Bahnfahren üben oder lernen, in einem Geschäft zu bezahlen. »Unser großer Vorteil ist, dass wir die Kinder von der Vorschule bis zum Abitur unter unserem Dach haben«, sagt Schulleiterin Maïke Drewes. Dadurch gibt es keinen Bruch zwischen Grund- und weiterführender Schule, die Lehrer können sich die Kinder also nahtlos übergeben und mit den Kollegen sprechen, die einen Schüler schon lange kennen. Bald soll auch noch ein Kindergarten dazukommen – aus Sicht der Inklusion ist diese Betreuung von Anfang an ideal.

400 Kilometer südlich von Hamburg ist Enes ganz aufgeregt. »Ihr macht in der siebten Klasse schon Hip-Hop, habe ich gehört«, ruft der Sechstklässler. »Stimmt das?« Auf dem Pausenhof hat er Melisa, Cagatay und Iclal getroffen, die cool nicken. Enes fängt an, sich zu bewegen, sehr professionell sieht das aus, er strahlt dabei über das ganze Gesicht. »Wer aus dem Tanzunterricht kommt, ist nicht mehr so unruhig und überdreht«, sagt er. »Ich kann mich dann viel besser konzentrieren.« Solche Sätze hört Michael Rudolph gern. Er ist Direktor des Genoveva-Gymnasiums in Köln. »Tanz überwindet Berührungängste und ist nicht an Sprache gebunden«, sagt Rudolph.

Sein Gymnasium liegt im Stadtteil Mülheim, wo von 120 000 Einwohnern rund 95 000 einen Migrationshintergrund haben. In manchen Klassen sind es 90 Prozent der Schüler – für ein Gymnasium ist das eine ungewöhnlich hohe Quote. Eines aber verbinde die meisten Familien seiner Schüler: »Reich ist bei uns niemand, und auch sonst hat jeder hier sein Packchen zu tragen.« 60 Prozent der Eltern seien Empfänger von Transferleistungen, viele Schüler hätten beim Lernen zu Hause kaum Unterstützung. Und selbst diejenigen, die von einer deutschen Grundschule kommen, haben häufig große Probleme mit der Sprache.

»Wir definieren Erfolg also nicht nach der Zahl guter Abiturnoten«, sagt Rudolph. »Wir erleben immer wieder, dass bei Leistungstest der siebten und achten Klassen manche Schüler nicht einmal die Fragestellung verstehen.« Angesichts dieser schwierigen Startbedingungen geschehen am Genoveva-Gymnasium wahre Wunder, denn einige Jahre später werden diese Mädchen und Jungen das Abitur annähernd im landesweiten Leistungsdurchschnitt schaffen. »Die steigen

innerhalb kurzer Zeit von der Regionalliga in das Mittelfeld der ersten Bundesliga auf.«

Damit das gelingt, haben Michael Rudolph und sein Kollegenteam den Unterricht den speziellen Bedürfnissen der Schüler angepasst: In der fünften Klasse gibt es sechs Deutschstunden pro Woche statt der vorgesehenen vier, die Arbeitsblätter werden um Worterkärlungen ergänzt und wer möchte, kann im Unterricht ein Wörterbuch verwenden. In Zusammenarbeit mit der »Initiative Chancenwerk« können Schüler aus der Oberstufe Nachhilfestunden bei Studierenden von der Universität nehmen. Geld kostet sie das nicht, dafür verpflichten sie sich, im Gegenzug ihrerseits jüngeren Schülern kostenlos Nachhilfe zu geben.

Das besondere Augenmerk des Genoveva-Gymnasiums liegt auf der Eingliederung von Schülern, die erst spät nach Deutschland kommen: Bis zur achten Klasse können Jugendliche direkt am Gymnasium einsteigen, ohne ein Wort Deutsch zu sprechen.

Sie landen dann bei Ruth Fröhlinger. Die junge Lehrerin unterrichtet Deutsch als Zweitsprache, zwei Stunden pro Tag sieht sie die Schüler. Evelin aus Syrien, Sandra aus Kenia,

Aliana aus Rumänien, Jenny aus Albanien, Angel aus Spanien, David aus Ägypten, Rimona aus Bangladesch, Aris aus Griechenland, Peter aus Bulgarien, Alex aus Kasachstan – ihre Truppe ist bunt gemischt, und alle quälen sich gemeinsam durch die deutsche Grammatik. Mit Erfolg: Manche Schüler sind erst seit ein paar Monaten in Deutschland und können sich bereits sehr gut verständigen. Das liegt auch daran, dass sie von Anfang an im normalen Klassenbetrieb mitlaufen. Mathematik, Kunst, Sport, Naturwissenschaften, das alles belegen sie zusammen mit ihren Mitschülern. Nur wenn es um sprachlich komplizierte Fächer wie Politik oder Geschichte geht, erhalten sie stattdessen den Sprachförderunterricht. Manche können schon nach einem Jahr am regulären Unterricht teilnehmen. »Würden wir diese Spätkömmlinge indes in eine eigene Klasse stecken, führte dies nur zu einer Ghettoisierung«, ist Schulleiter Michael Rudolph sicher.

Die meisten Lehrer am Genoveva-Gymnasium unterrichten hier aus Überzeugung. So wie Marco Lohmann, der stellvertretende Schulleiter – er war früher als Lehrer in Südamerika, für das Genoveva hat er sich bewusst entschieden. »Nicht die Herkunft soll den Schulabschluss bestimmen, sondern die Bereitschaft, selbst Verantwortung zu übernehmen«, ist sein Motto. Natürlich würde es

## »Wir definieren Erfolg nicht nach der Zahl guter Abiturnoten«



Genoveva-Gymnasium



Fotos: Malwine Schomburg

Das Team um Direktor Michael Rudolph vom Kölner Genoveva-Gymnasium arbeitet mit Klassen, in denen bis zu 90 Prozent der Schüler einen Migrationshintergrund haben. Manche sprechen kein Wort Deutsch. Dennoch nehmen sie meist rasch am regulären Unterricht teil – so wird eine Ghettoisierung vermieden



ihn als Deutschlehrer manchmal reizen, mit seinen Schülern tiefer in die Interpretation von Weltliteratur einzusteigen. Aber Unterrichtserfolg könne man schließlich auch anders definieren: »Erfolg ist, wenn wir unseren Schülern eine Teilhabe an der Gesellschaft ermöglichen. Bei manchen fällt es nicht auf fruchtbaren Boden, was wir hier anbieten, aber viele nehmen die Möglichkeiten wahr, die wir öffnen.« Und dann erzählt er von seiner türkischstämmigen Schülerin, die er in der mündlichen Abiturprüfung gefragt habe, welches Buch sie gern verschenken würde. »Die Verwandlung« von Kafka«, habe sie geantwortet. Weil sie die Angst, den Druck und die Zwänge, unter denen Gregor Samsa leidet, so gut kennt.

Zurück in Kiel, am Regionalen Berufsbildungszentrum Wirtschaft. Allein in den vergange-

nen Monaten sind 100 Flüchtlinge an die Schule gekommen. In der aktuellen Situation zahlt es sich aus, dass Lehrer wie Schüler schon lange Erfahrungen mit dem Thema Vielfalt gesammelt haben. Spontan haben sich in Kiel ein paar Engagierte gefunden, die sich um die Integration kümmern. Lehrer Thomas Werth hat das Projekt »Study Buddy« auf die Beine gestellt, bei dem deutsche Schüler und Asylbewerber gemeinsam Freizeit verbringen. »Ich wollte immer Kontakt mit Deutschen haben, um zu zeigen, dass wir gute Menschen sind«, sagt Ammar, ein junger Mann aus Syrien. Er trifft sich regelmäßig mit Miriam, sie gehen zusammen Essen, Kaffeetrinken oder zum Yogakurs. Und in der Schule läuft es dank solcher Kontakte viel besser für Ammar – schließlich weiß er, wofür sich das Lernen lohnt.